

30.03.2009
040a

PRESSEMITTEILUNGEN
DER DEUTSCHEN
BISCHOFSKONFERENZ



Es gilt das gesprochene Wort!

**Statement des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz,
Erzbischof Dr. Robert Zollitsch (Freiburg),
bei der Pressekonferenz zur *Woche für das Leben*
am 30. März 2009 in Berlin**

„**Gemeinsam mit Grenzen leben**“ – das haben wir als Jahresthema bei der diesjährigen *Woche für das Leben* gewählt. In der Mitte des laufenden Dreijahreszyklus – Bischof Huber hat schon darauf hingewiesen – möchten wir darauf aufmerksam machen, dass es nicht allein die Gesunden und Leistungsstarken sind, die unsere Gesellschaft zusammenhalten, wie man vielfach hört. Nicht jeder Mensch kann ein „Superstar“ oder ein „Supertalent“ sein, so gerne sich dies vor allem junge Leute erträumen. Immerhin legen so betitelte Fernsehformate, auch wenn sie allzu oft an der Grenze des Menschen-Erträglichen sind, die Sehnsucht vieler offen: Es ist der Wunsch, einmal etwas Besonderes zu sein, sich einmal durch eine besondere Leistung oder ein besonderes Talent aus der Masse herauszuheben. Hinzu kommt eine immer stärker um sich greifende Illusion, Schönheit und Jugend machen zu können, geistige und körperliche Leistungsfähigkeit jederzeit wieder herstellen zu können. Die immensen Erfolge der medizinischen Forschungen und der diagnostischen Methoden der vergangenen Jahrzehnte fördern die Vorstellung der nahezu „unbegrenzten Möglichkeiten“. Immer mehr zeigt sich hinter den Wünschen nach vollkommener Gesundheit die unausgesprochene Sehnsucht nach Unsterblichkeit.

Dieser Wunsch ist keineswegs neu, sondern so alt wie die Menschheit. Schon der Schöpfungsbericht fasst in Worte, dass der Mensch sich schwer tut, seine Grenzen anzunehmen, und stattdessen anstrebt, wie Gott sein zu wollen. Wir würden es uns zu einfach machen, in eine prinzipielle Verurteilung unseres derzeitigen Gesundheitssektors zu verfallen und zugleich die medizinischen Errungenschaften stillschweigend zu genießen. Denn wo Forschung und Medizin die von Gott geschenkte Würde des Menschen achten und dem Leben dienen, haben sie unsere Unterstützung; wo der Mensch nicht auf seine Arbeitskraft im Wirtschaftsprozess reduziert und Kranke nicht zu einem Kostenfaktor im Gesundheitssystem herabgewürdigt werden, wissen wir die Medizin sehr zu schätzen. Das jüdisch-christliche Menschenbild verpflichtet uns allerdings, dort die Stimme zu erheben, wo grundsätzlich die Begrenztheit menschlichen Lebens nicht mehr akzeptiert wird, wo die berechtigte Sorge um

Kaiserstraße 161
53113 Bonn

Postanschrift
Postfach 29 62
53019 Bonn

Ruf: 0228-103-0
Direkt: 0228-103 -214
Fax: 0228-103 -254
E-Mail: pressestelle@dbk.de
Home: <http://www.dbk.de>

Herausgeber
P. Dr. Hans Langendörfer SJ
Sekretär der Deutschen
Bischofskonferenz

Gesundheit das Maß verliert und sich in einen medizinisch-biotechnischen Machbarkeitswahn steigert. Christen haben ihr Vorbild im Handeln Jesu. Er zeigt, was gerade die brauchen, die mit größeren gesundheitlichen Einschränkungen leben müssen: Wertschätzung und Zuwendung, Nähe und Begegnung auf Augenhöhe. Die zahlreichen biblischen Texte, die von Jesu Begegnung mit Kranken berichten, sind nicht einfach nur ansprechende Erzählungen, sondern ein Stück narrativer Ethik. Sie binden uns in der Nachfolge Christi normativ. So wie sich Jesus verhält, sollen auch wir uns verhalten, und wenn wir seinen Auftrag als Gottes Sohn an die Menschen umsetzen wollen, dann sind wir seinem Vorbild verpflichtet. Nicht diejenigen, die am größten und stärksten sind, sollen zuerst beachtet werden, sondern – symbolisch gesprochen – die Kleinen, die Bedürftigen. „Nicht die Gesunden brauchen den Arzt, sondern die Kranken“ (Mt 9,13).

Von Anfang an haben sich Christen, angeregt durch das Handeln Jesu selbst, vor allem um diejenigen gekümmert, die in ihrem Leben besondere Probleme haben; Probleme mit sich selbst und Probleme im Zusammenleben mit ihren Mitmenschen. Die Kirchen haben einen genuinen Auftrag dazu, diese Hilfe zu erbringen. Dass sich im Laufe der 2000 Jahre die Formen der Herausforderungen gewandelt haben, ist leicht nach zu vollziehen. Mit der Wahl des Themas „Gesundheit“ haben wir versucht, eine aktuelle Herausforderung besonders herauszustellen.

Das Jahresmotto „Gemeinsam mit Grenzen leben“ will zunächst einmal sagen: Es gibt ihn nicht, den perfekten Menschen! Auch wenn die Menschen nach dem Ebenbild Gottes geschaffen sind, so wie es uns die Bibel berichtet, gehört es ebenso zum Menschsein, dass wir an unsere Grenzen gebunden sind. Auch diese Grenzen hat uns der Mensch gewordene Gott exemplarisch vorgelebt. Menschsein bedeutet: Grenzen haben. Die Erfahrung einer Krankheit, die Einschränkungen, die das Alter mit sich bringt, oder die Begegnung mit Pflegebedürftigen machen uns unsere eigenen Grenzen oft schneller klar, als wir sie im Alltag wahrhaben wollen und als es uns viele Hochglanzmagazine und Casting-Shows vorgaukeln. Das Motto will zweitens zu Bewusstsein bringen: Der Mensch kann und darf in seinen Grenzen leben, weil sie keine Grenzen für die Liebe Gottes sind, die alle Grenzen überwindet und zuverlässig und treu ist.

Worauf wollen die Kirchen in diesem Jahr bei der *Woche für das Leben* besonders hinweisen?

Zunächst: Täglich und überall begegnen uns Menschen mit Grenzen! Nicht wenige bringen die oft immensen Anforderungen des Alltags – ob im Beruf oder in der Familie – an die Grenzen des physisch wie psychisch Leistbaren. Sie alle gehören zu unserer Gesellschaft dazu und wir akzeptieren es nicht, dass sie ausgeschlossen werden. Die Kirche verleugnet ihr Selbstverständnis, wenn sie zulässt, dass Menschen ausgeschlossen und ausgegrenzt werden.

Im diesjährigen Themenheft, das Ihnen vorliegt, finden Sie in der ersten Hälfte Beispiele von Menschen in Grenzsituationen. Menschen mit körperlichen und psychischen Begrenzungen schildern uns Situationen aus ihrem Alltag.

- Da klagt die durch Contergan behinderte Lehrerin:
„Bis heute erlebe ich Grenzen, auch im Umgang mit meinen eigenen Kindern. Es hängt damit zusammen, dass ich aufgewachsen bin mit dem Spruch meiner Eltern: ‚Kann ich nicht, gibt es nicht!‘. Ich sollte alles probieren und genauso schaffen wie Nichtbehinderte. Aber warum soll ich mich immer mit dem Defizit in der Welt der Nichtbehinderten zurechtfinden? Warum können diese nicht mit all ihrem Vermögen und Können sich auf *mich* einstellen und *mir* das Leben erleichtern? Es ist eine Gesellschaft der Stärkeren und Mächtigen!“
- Ein Familienvater berichtet von der unverblümten Direktheit der eigenen Kinder:
„Papi, du bist taub!“, die ihm wohl tut.
- Eine Ordensschwester bekennt sich zu ihrer früheren Alkoholabhängigkeit. Sie sagt:
„Heute ängstigt mich nicht mehr wirklich viel, denn ich war schon in meiner Hölle, aus der kein Entkommen möglich schien.“

Menschen mit Grenzen. Wir hätten noch viele weitere Beispiele aufnehmen können. Unsere Absicht ist es, darauf hinzuweisen, dass diese Menschen immer und überall unter uns leben und wir selbst jederzeit in eine vergleichbare Situation kommen können, in der wir Hilfe benötigen.

Wir möchten darauf hinweisen, dass wir nicht dabei stehen bleiben müssen, über unsere Begrenztheiten zu klagen. Wir haben ein gut ausgebautes Gesundheitssystem – darauf haben wir schon im letzten Jahr hingewiesen. Aber die gute institutionelle Ausstattung reicht nicht aus, vielleicht immer weniger. Menschen mit körperlichen und psychischen Grenzen, ob dauerhaft oder in Lebensphasen wie Krankheit und Alter, benötigen mehr. Ihnen liegt vor allem an der Möglichkeit, am Gemeinschaftsleben teilzuhaben. Sie können nicht human, nicht menschengerecht eine solche Teilhabe erleben ohne ein menschliches Miteinander, das über professionelle Versorgung hinausgeht. Es braucht eine ausgewogene Balance zwischen der technisch versierten und qualifizierten Fachkraft und dem menschlich-verständnisvollen Pflegepersonal. Daneben braucht es notwendig familiäre, freundschaftliche und nachbarschaftliche Bindungen des sozialen Nahraums. Sie zu vernachlässigen, schadet auch dem ansonsten medizinisch und pflegerisch hervorragend versorgten Mitmenschen.

Und genau hier kommen unsere Pfarr- und Kirchengemeinden, wie überhaupt unsere kirchlichen Organisationen ins Spiel. Wir melden uns in dieser Frage nicht nur als Mahner zu Wort, sondern wir unterhalten selbst ein weites Netzwerk, um ein Miteinander von krank und gesund, behindert und nicht-behindert zu ermöglichen und zu fördern. Sicherlich bieten wir in unseren Krankenhäusern und Pflegeeinrichtungen auch professionelle Strukturen, aber wir haben uns vorgenommen, das menschliche Miteinander darüber hinaus zu organisieren. Das Zusammenleben in den christlichen Gemeinden bietet vielfältige Möglichkeiten dazu.

Darum soll es in diesem zweiten Jahr der *Woche für das Leben* vor allem gehen. Wir möchten Beispiele gelingenden Miteinanders aufzeigen und dazu anregen, selbst tätig zu werden. Gläubige Menschen haben eine Verpflichtung dazu. Es geht dabei keineswegs darum, dass jeder alles auf seine Schultern lädt. Im Themenheft beschreibt Dr. Manfred Lütz, wie er schon vor über zwanzig Jahren in Rom zufällig um die Betreuung einer Gruppe von behinderten und nicht-behinderten Jugendlichen gebeten wurde, was ihm zunächst überhaupt nicht passte. Daraus entstand ein dauerhaftes Engagement bis heute und zwar eines, das Spaß macht. „Pflicht ist Zufall“ nennt er seinen lesenswerten Beitrag. Und in der Tat: Es gibt viele, oft auch zufällige Formen, der christlichen Pflicht zur Nächstenliebe nachzukommen. „Gemeinsam mit Grenzen leben“ – dazu will die *Woche für das Leben* ermutigen und wir wünschen uns und Ihnen viele inspirierende Aktionen und Erkenntnisse zu dem diesjährigen Motto.